

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 267.

Donnerstag, 8. Oktober.

1931.

Spur auf der „Atlanta“ / Roman von Werner E. Hing.

(13. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Senius und Hessekamp wechselten einen hastigen Blick, in dem sich ein hilfloses Nichtverstehenkönnen spiegelte.

„Aber der blaue Domino . . .“ wagte der Borddetektiv einen letzten Einwand.

Siemssen zuckte nur schweigend die Achseln.

Senius erhob sich langsam: „So kommen wir nicht weiter, meine Herren! — Durch nutzlose Diskussionen werden wir diese Rätsel nicht lösen! Es gibt für uns nur das Eine: die Untersuchung rücksichtslos durchzuführen — und aus diesem Grunde schlage ich vor, daß wir zuerst die Komtesse einem gründlichen Verhör unterziehen, um festzustellen, ob nicht doch irgendwo in den Vorgängen des Maskenballs eine Lücke ist, ein Augenblick, während dessen Esten Lundquist den Saal hat verlassen und die Tat begehen können. Dazu müssen wir aber erst feststellen, wieviel Zeit die Mordtat und alles, was damit zusammenhängt, in Anspruch genommen haben wird.“

„Das läßt sich leicht berechnen!“ nickte Hessekamp. „Nehmen wir erst einmal den Weg vom Ballsaal zur Kabine und wieder zurück. Wie lange würde ein schnell gehender Mann dazu gebrauchen?“

„Für jeden Weg gute fünf Minuten — das ist das Mindeste!“ versicherte der Kapitän.

„Gut — also zehn Minuten im Ganzen. Wir können ruhig mit den Mindestzeiten rechnen, denn es ist anzunehmen, daß sich der Täter nach Möglichkeit beeilt hat. — Deshalb will ich für die Tat nur weitere fünf Minuten in Anrechnung bringen und ganz außer Acht lassen, daß der Mörder sich vielleicht noch damit aufgehalten hat, seine Beute an einem sicheren Ort zu verbergen. Das macht also eine Viertelstunde nach unserer Berechnung. Aber ich möchte mich nicht verpflichten, die Tat in derselben Zeit auszuführen!“

„Und der Zweck dieser umständlichen Rechnerei?“ erkundigte sich Kapitän Siemssen.

Senius war es, der an Stelle seines Kollegen die Antwort gab. „Wenn die Komtesse zugibt, daß sich Lundquist für eine Viertelstunde von ihr unbemerkt aus dem Ballsaal hat entfernen können, dann ist an seiner Schuld nicht mehr recht zu zweifeln!“

„Aber Sie haben doch vorhin selbst zugegeben, daß diese Zeit für die Ausführung der Tat nicht genügen würde!“ wandte der andere ein.

„Schön, wir wollen uns nicht um Minuten streiten!“ Hessekamp warf den Kopf in den Nacken. „Bewilligen wir also zwanzig Minuten für die Tat! — Nun aber schlage ich vor, daß wir nicht noch mehr Zeit vergeuden und uns sofort mit unseren Fragen an die Komtesse wenden!“

„Einverstanden!“ brummte der Kapitän und erhob sich. Während er hastig zur Tür ging, hörte Senius ihn noch sagen: „Aber ich bleibe dabei, daß es dieser Walter Kersten gewesen ist . . .“

„Kersten ist ertrunken!“ lächelte der Detektiv.

Siemssen antwortete nicht. Eilig traten die Drei auf den Gang hinaus.

Als sie an der Kabine des falschen russischen Professors vorüberkamen, zögerte Senius nachdenklich: „Sie müssen mich jetzt einen Augenblick entschuldigen, meine

Herren! Da ja Walter Kersten nun tot ist, brauche ich mich nicht mehr unter der Maske des Gregius zu verbergen. Ich möchte mich nur rasch in meine wahre Gestalt zurückverwandeln!“

Währenddessen hatte er auch schon den Schlüssel hervorgezogen und die Tür geöffnet. Mit einem Ausruf des Erstaunens blieb er auf der Schwelle der Kabine stehen.

„Was ist . . .?“ Schon standen Hessekamp und Siemssen neben ihm und konnten mit eigenen Augen die Verwüstung sehen, die in dem engen Raum angerichtet worden war. Sämtliche Behälter waren aufgerissen; ihr Inhalt, meistens Papiere oder Verkleidungsrequisiten des Detektivs, lag über dem Fußboden zerstreut.

„Mir scheint, daß ich Besuch erhalten habe!“ lachte Senius ergrimmt. Dann eilte er an das Bullauge und prüfte die Kiegel.

„Verschlossen!“ rief er außer sich. „Verschlossen wie die Tür! — Daraus werde der Teufel flug!“

Hessekamp war ihm hastig gefolgt. „Hat man Sie bestohlen?“

„Das kann ich noch nicht feststellen!“ kopfschüttelte der andere. Und plötzlich beugte er sich zu Boden, hob ein buntes Blatt Papier auf: „Nein, bestohlen hat man mich allem Anschein nach nicht! — Im Gegenteil, der unbekannte Eindringling ist so liebenswürdig gewesen, mir einen Tausendmarkschein hier zu lassen! — Das begreife ich andererseits . . .!“

„Einen Tausendmarkschein?“ unterbrach ihn sein Kollege. „Darf ich ihn einmal sehen?“

„Aber bitte!“ Senius reichte ihm die Banknote hin, die Hessekamp einer flüchtigen Prüfung unterzog. Dann riß er ein zerknittertes Blatt aus der Tasche und hielt es vor die Augen.

„Was haben Sie denn da?“ wollte Kapitän Siemssen wissen, aber er erhielt keine Antwort.

Erst nach ein paar Minuten blickte Hessekamp auf und reichte Senius das Papier hin: „Hier, — das ist die Liste der von Kersten geraubten Banknoten! Sie kam gleichzeitig mit dem Steckbrief hier an! — Und wenn Sie die Nummer des Tausendmarkscheines mit dieser Liste vergleichen . . .“

„Nun?“ fiel ihm der andere erregt ins Wort.

„. . . dann werden Sie feststellen können, daß dieser Schein aus der Hamburger Beute Kerstens stammt.“

Siemssen hatte verblüfft zugehört: „Also dann war Walter Kersten hier in dieser Kabine?“ machte er schließlich seinem grenzenlosen Erstaunen Luft.

„Es scheint so!“ nickte Senius nachdenklich.

Der Kapitän schob die Hände in die Hosentaschen und lachte. „Eine ganz anständige Leistung für einen Ertrunkenen — meinen Sie nicht auch, meine Herren?“

11.

Eine Weile lang herrschte erregtes Schweigen zwischen den Dreien.

Hessekamp tigerte mit hastigen Schritten durch die Kabine, während sich Senius wie erschöpft auf den Rand seines Bettes hatte fallen lassen und nun, vor sich hinbrütend, den Kopf in die Hände stützte.

„Es ist um verriickt zu werden!“ brach sich endlich

leine verhaltene Wut Bahn. „Kaum glaubt man, der Lösung dieser rätselhaften Ereignisse einen Schritt näher gekommen zu sein, dann steht man mit einem Male vor einem noch größerem, noch unüberwindlicheren Fragezeichen! — Was nun?“

„Ja, was nun?“, echote Siemssen.

Ganz plötzlich blieb Hesselkamp mitten in der Kabine stehen.

„Gehen wir der Sachlage doch einmal mit ruhiger Überlegung zu Leibe!“ versuchte er, die aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen. „Gewiß — die Hypothese von dem Tod Walter Kerstens müssen wir ad acta legen — aber ich sehe nicht die neuen Rätsel, von denen Sie sprechen, Senius!“

„Die sehen Sie nicht?“ Der andere lachte. „Wirklich, lieber Kollege, Sie sind von einem beneidenswerten Optimismus! Begreifen Sie denn nicht, daß wir jetzt wieder vor der großen Frage stehen, wie es Kersten gelungen ist, aus seiner Kabine zu fliehen? — Wie hat es dieser Kerl fertig gebracht, in meine Kabine einzudringen? — Die Tür ist mit einem Sicherheitschloß versehen, das, als ich es öffnete, völlig in Ordnung war. Der Schlüssel dazu ist nicht aus meinen Händen gekommen! — Und das Bullauge ist von innen verriegelt und verschraubt! — Weiß der Henker, es macht fast den Eindruck, als ob dieser Kersten ein Mittel kennt, wie man durch verschlossene Türen kommt!“ Senius hatte sich in eine immer größer werdende Erregung hineingeredet. Jetzt schlug er sich mit der Hand auf den Schenkel: „Bitte, geben Sie doch eine Erklärung für diese beiden rätselhaften Tatsachen! — Der Kapitän und ich wären Ihnen bestimmt äußerst dankbar, wenn Ihnen das glücken würde! — Erklären Sie uns das doch, Kollege!“

„Das — kann ich leider nicht!“ mußte Hesselkamp zugeben. „Aber ich begreife Ihre Erregung nicht! Das braucht doch nichts an unserem Vorhaben zu ändern, die Komtesse wegen der Ballnacht zu befragen! — Schließlich dürfen wir uns durch diese Zwischenfälle nicht von der Spur abbringen lassen, die wir verfolgen! Kersten ist im Augenblick nicht so verdächtig wie Lundquist. Denken Sie doch an den blauen Domino!“

Senius unterbrach ihn mit einer hastigen Handbewegung: „Sie dürfen nicht vergessen, daß ich Kerstens wegen hier an Bord bin und daß ich ein größeres Interesse für ihn habe als diesen Mordfall! — Aber Sie haben recht! Wir wollen darüber nicht unseren Freund Esten Lundquist vergessen! Sehen wir also zu, daß wir die Komtesse zu sprechen bekommen!“

Langsam erhob er sich vom Bettrand. Als er in den gegenüberliegenden Spiegel blickte und dabei sein durch Schminke, Bart und Perücke verändertes Gesicht sah, konnte er ein Lächeln nicht unterdrücken.

„Ja, dann hilft es nichts! — Wenn Kersten noch hier an Bord herumspukt, kann ich leider noch nicht daran denken, den russischen Professor in den Garderobenschrank zu hängen. — Schade! Mir wird diese Maskerade allmählich etwas lästig!“

„Aber unseretwegen können Sie sich doch ruhig in Ihr eigenes Ich zurückverwandeln!“ warf der Kapitän ein.

„Ja, — Ihrewegen schon!“ lachte der andere. „Aber ich lege keinen besonderen Wert darauf, von Kersten erkannt zu werden. Wenn das erst der Fall ist, dann werde ich im Leben nicht entdecken, wo er das Geld versteckt hat!“

Hesselkamp schüttelte den Kopf: „Hören Sie, Kollege, ich glaube, Ihre Vorsicht ist überflüssig! — Dieser heimliche Besuch in Ihrer Kabine und das vielleicht absichtliche Liegenlassen des Tausendmarktscheines beweist doch eigentlich, daß Kersten Ihre Maske durchschaut hat!“

„Hm — es kann sein, daß Sie recht haben! Aber ebensoviele können bei diesem Einbruch andere Gründe mitgespielt haben! — Nein, nein, ich ziehe es doch vor, unter der Maske des Professor Gregorius weiter zu kämpfen. — Es dürfte auch wohl für die Untersuchung des anderen Falles besser sein.“

Inzwischen hatte Kapitän Siemssen einen flüchtigen Blick auf seinen ungefügen, goldenen Chronometer ge-

worfen und schob jetzt das Wertstück wieder in die Westentasche zurück: „Das ist ja alles recht gut und schön, meine Herren Detektive, aber ich mache Sie darauf aufmerksam, daß es für Sie die höchste Zeit ist, wenn Sie die Komtesse noch vor dem Fünf-Uhr-See ins Gebet nehmen wollen!“

Hesselkamp blickte ihn erstaunt an: „Ja, aber wie ist es denn, wollen Sie nicht mitkommen, Kapitän?“

Der andere lachte gereizt. „Ich habe gar keine Lust, mich meinen Passagieren gegenüber zu blamieren! — Dieser Verdacht gegen Herrn Lundquist ist der denkbar größte Unsinn. Meiner Meinung nach ist Kersten der Dieb des Schmuckes und der Mörder des Dieners, — und davon lasse ich mich um so weniger abbringen, als wir jetzt einen Beweis dafür haben, daß er sich noch hier an Bord befindet!“

„Und — vergessen Sie denn ganz den blauen Domino, den Senius beobachtet hat?“ fiel ihm Hesselkamp erregt ins Wort.

Siemssen würdigte ihn keiner Antwort. Mit wiegenden Schritten ging er der Tür zu, öffnete sie und wandte sich auf der Schwelle noch einmal um: „Ich habe jetzt oben auf der Brücke zu tun, meine Herren! — Machen Sie meinetwegen, was Sie wollen. Aber bilden Sie sich nicht ein, daß ich dann Ihre Ungeheuerlichkeiten auf meine Kappe nehme! — Der blaue Domino war im Ballsaal!“ fügte er triumphierend hinzu.

„Das werden wir feststellen!“ rief Hesselkamp ihm nach, aber der brave Kapitän hatte bereits die Tür hinter sich ins Schloß geschmettert.

Die beiden Detektive wechselten einen hastigen Blick.

„Ja — da ist nichts zu machen!“ murrte Hesselkamp.

„Wie meinen Sie das?“ fuhr Senius auf. „Wollen Sie etwa die reichlich kurzfristige Feststellung des Kapitäns unterschreiben? Wollen Sie auf das Verhör der Komtesse verzichten?“

Der andere vergrub den Kopf zwischen den Schultern: „Ich weiß nicht so recht, mein lieber! — Ich könnte dadurch vielleicht beruflich eine ganze Menge Ärger haben —“

„Wenn das Ihr Standpunkt ist, dann bedaure ich nur, daß ich jemals an eine Zusammenarbeit mit Ihnen gedacht habe!“ rief Senius erregt.

Der Getadelte seufzte: „Na ja — Sie haben recht, aber Sie dürfen dabei auch nicht vergessen, daß ich mich in einer heißen Lage befinde. Wenn man sich beim Kapitän über mich beschwert . . .“

„Die Komtesse wird keine Veranlassung haben, sich beim Kapitän zu beschweren, nur weil wir in einem dunklen Punkt des Falles, der sie besonders angeht, Licht bringen wollen! Schließlich geschieht ja alles nur, um den Schmutz zurückzuschaffen, — und dieser Begründung wird sie sich kaum verschließen können. — Also, wie ist es, kommen Sie mit?“

„Na schön!“ Hesselkamp sagte es zögernd. Der Ausdruck seiner Miene sprach von keiner großen Begeisterung.

Wenige Minuten später klopfen sie an die Tür der Kabine, die die Fürstin nach der Mordtat bezogen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Bruder Eiederlich.

Nach einem altdeutschen Studentenspruch von 1650.

Von Walter Medauer.

Wo der Wein im Glase springt,
Wo der Wirt zu essen bringt,
Und die Wirtin tanzt,
O! da bin ich trefflich geru!
Ja, bis daß der Morgenstern
Vor der Sonne glanzet.

Magd und Wirtin, Glas und Wein
Sollen niemals lauer sein.
Und der Wirt muß borgen.
Will er nicht, so laß ich Pfand
Ober geb ihm meine Hand,
Daß er nicht soll sorgen!

Betrachtungen eines alten Jägers.

Der Monat Oktober ist für den Jäger neben dem an jägerlichen Freuden so reichen September wohl der schönste Monat im Kreislauf des Jahres. Noch dauert die Brunst unfers Edelwildes, auch in den Bergrevieren erreicht sie ihren Höhepunkt; in der Mitte des Monats flaut sie langsam ab. Bald kommt der Zeitpunkt, von dem Graf Münster einst gesprochen:

„Des Weidmanns schönste Tage flieh'n,
Wie Wehmut kommt es über ihn,
Wenn in dem buntgefärbten Wald
Des Hirsches letzter Schrei verhallt!“

Leider schwindet die Gelegenheit für Naturfreunde immer mehr, den Brunntschrei des edlen Hirschen zu hören. Immer seltener werden die großen Wildparke, in denen das stolze Edelwild gehegt und gepflegt wurde.

Wieviel eingegatterte Hegeflächen unserer Edelhirsche, der Wildsau und des Damwildes sind in den letzten Jahren innerhalb unfers Vaterlandes schon der Not der Zeit zum Opfer gefallen!

Verschunden ist der große Wildpark auf der „Platte“ bei Wiesbaden, in dem Herzog Adolf einst einen Zweiundzwanzig-Ender im Gewicht von 445 Pfund erlegte, dessen Gewicht allein 30 Pfund wog. Nur die Sage weiß noch von den weißen Edelhirschen zu berichten, von denen der Herzog Adolf im Jahre 1837 drei Hochgeweihte erlegte. In der Umgegend des Jagdschlösses Platte bei Wiesbaden fanden Hirsche von so kapitaler Stärke, wie sie heute nur noch in Ungarn und in der Bukowina vorkommen, in Deutschland nirgends.

Der riesengroße Wildpark von Rohrbrunn im Speßart, in dem einst Bayerns gütiger Prinz-Regent Luitpold bis ins hohe Alter hinein, als weidgerechter Jäger, seine berühmten Sau-Jagden abhielt, ist schon seit langen Jahren aufgelassen.

Manche Speßartdörfer haben von den Lieferungen für die Wildfütterung, von den Diensten, die zur Erhaltung des viel Kilometer langen Gatters und zur Unterhaltung des Wildparkes notwendig waren, geradezu gelebt.

Nun hat sich auch einer der weidgerechtesten Jäger Deutschlands, der Fürst Emich zu Leiningen, dazu entschließen müssen, den alten Wildpark im bayrischen Odenwald aufzugeben.

Der große Park war einer der schönsten und wildreichsten in ganz Deutschland. Ums Jahr 1820 war er von dem Fürsten Karl zu Leiningen angelegt worden, der auch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts als Sommerhof das Schloß Wald-Leiningen erbauen ließ. Letzteres zeigt den Stil des Schloßes Windsor, was dadurch seine Erklärung findet, daß Fürst Karl ein naher Verwandter der englischen Königsfamilie war.

Wer nicht weiß, welche Summen die Hege und Pflege des Wildbestandes erfordern, der wird nicht verstehen, warum die Aufhebung des Wildparkes ein Zeichen der Notzeit sei. Die Unkosten für die Fütterung dürften jährlich an 20000 Mark betragen haben, denn das Schwarzwild, (500 bis 600 Stück) wurde das ganze Jahr hindurch gefüttert, das Edelwild und Damwild nur im Winter. Da in der letzten Zeit statt Mais hauptsächlich Korn und im ganzen jährlich etwa 1500 Zentner Kartoffeln verfüttert wurden, so kann man verstehen, daß die für die Fütterung dieser Futtermittel in Betracht kommenden Orte: Raibach, Kirchzell, Mörschhardt und Schloßau diesen Entschluß sehr bedauern.

Und wie hier, so ist an vielen anderen Plätzen die Notzeit dem Wilde und der Wildhege verderblich geworden; ich fürchte, daß die Zeit der Not auch unserm deutschen Walde gefährlich werden wird!

Doch weg von diesen tristen Bildern zu all dem Schönen, was dem Jäger der Monat Oktober bietet! Die Rebhühner sind jetzt vollkommen ausgewachsen, sie haben „geschilbert“ und zeigen sich im herrlichsten Federkleid. Ein Schuß auf die schnell streichenden und schlecht haltenden Oktober-Hühner erfordert eine geübte, sichere Hand; mit hat die Jagd auf die prächtig „geschilberten“ Oktober-Hühner immer mehr Freude gemacht, als der Abschluß zu Beginn der Hühnerjagd.

Besondere Freude macht die Schnepfenjagd im Oktober. Der „Vogel mit dem langen Gesicht“ ist auf der Wanderhaft; auf dem Zuge nach den Winterquartieren rastet die Schnepfe bei uns. Auf dem Abend-Anstand, auf dem kurzen Morgenstrich, beim Aufklaren und auf der Treibjagd wird sie eine gern begrüßte Beute.

Ende Oktober verläßt uns auch die Wildtaube. Bei uns kommen drei Arten von Wildtauben vor: die Ringeltaube, die Hohltaube und die Tureltaube. Die Ringeltaube ist die größte dieser drei Taubenarten; alle drei Wildtauben sind ausgesprochene Waldbögel. In milden Wintern bleibt die Ringeltaube bei uns. Sie ist sehr scheu und ihre Jagd erfordert große Geschicklichkeit, aber es gewährt immer wieder ein besonderes Vergnügen, die feinsten Tauben an den Hühner-Gälen zu beschießen.

Die Jagd auf den Fasan ist im Gange, Wildgänse und Wildenten können auf dem früh- und Abend-Anstand erlegt werden.

Am 1. Oktober beginnt fast überall die Hasenjagd. Den Ab-

schluß auf der Suche schränkte man möglichst ein, denn damit ruiniert man das Revier, sind doch 75 Prozent der bei dieser Jagdart erlegten Hasen Kastraten. Der schlaue Kammeler versteht es immer, sich rechtzeitig zu drücken. Bei kleinen „Stöberjagden“ und später bei Wild- und Feldtreibjagden bietet sich noch genug Gelegenheit, Meister Lampe zu erleben. Er ist wahrlich verfolgt genug, wie es in dem alten Jäger-Berschen knapp, aber richtig gesagt ist:

„Menschen, Hunde, Wölfe, Füchse,
Käpen, Marder, Biemel, Luchse,
Adler, Uhu, Raben, Krähen,
Jeder Habicht, den wir sehen,
Eßtern ja nicht zu vergessen,
Alles — alles will ihn fressen!“

Auch der „Bergmann“ unter den Tieren des deutschen Waldes, Grimbart, der Dachs, wird jetzt auf dem Abend-Anstand oder dem früh-Ausflug erlegt. Unvergesslich sind mir die Dachs-Ausflüge mit meinem jagdlichen Lehrmeister auf diesem Gebiete, dem alten Herrn Obersteiger L., der nahezu hundert Däcse erlegt hatte und diese Jagdart geradezu als „Sonderfach“ betrieb. Der Ausflug auf Däcse wird fast nicht mehr ausgeübt, darum will ich die alte Jägererei mit ihren Erfahrungen zu Worte kommen lassen. „Hat man durch tägliches Verpüren der frisch besahrenen Röhren festgestellt, wo der Dachs aus- und einwechselt, so bringt man etwa im September auf einem höchstens 25 Schritt vom Bau entfernten Baum eine Kangel, nicht allzu hoch über dem Erdboden an, doch in solcher Höhe, daß man alle frisch besahrenen Röhren zu übersehen vermag. Dann verpürt man täglich die einzelnen Röhren noch genauer, verstreicht mit einer langen Gerte jedesmal die frische Spur, setzt auch wohl, wenn der Boden zu hart ist, vor die Röhren einige dünne und trockene Grashalme, sodaß sie der Dachs umstoßen muß, wenn er aus- und einfährt. Im Oktober, zu welcher Zeit er recht gut bei Schwarte und Leib wird, wählt man einen mond hellen Abend, steigt dann, mit einer mit Schrot geladenen Flinte versehen, beim Einbruch der Nacht auf die Kangel und erwartet da sehr still und ruhig seinen Ausgang. Immer wird er durch Gepolter, welches das Abschlüßeln in den Röhren verursacht, sich verraten. Sobald der Jäger dies wahrnimmt, macht er sich schüffertig, gibt genau auf die Röhre acht, von woher er etwas vernimmt, läßt hierauf den Dachs einige Schritte vom Bau weg bis an eine möglichst helle Stelle tun, und drückt nicht eher ab, bis er ihn gut und sicher gefaßt zu haben glaubt, denn ist dieses nicht der Fall, so fährt der Dachs, selbst tödlich getroffen, wieder in den Bau und geht nicht selten ganz verloren.“

In meinem ausgedehnten Waldbrevier hatte ich eine ganze Reihe von Dachsbaue, die fast alle da lagen, wo Wiesen und Felder leicht und bequem zu erreichen waren. Nur einen Dachsbaue hatte ich, der ziemlich im Walde lag; dort hauste jahrelang ein Dachsbaue, das in Ehren grau wurde. Die beiden Alten waren für meine Jägererei und mich alte Bekannte. Am frühen Abend verließen sie ihren Bau, traktierten durch die Marthawiese, erklimmen den bewaldeten Berggründen des Reihertwaldes, wechselten von dort in das Tal hinab und kehrten morgens von ihrem Ausfluge wieder heim. Das ging jahrelang so; die Familie Grimbart wohnte wohl, daß sie bei meinen Jägern und mir, um mich eines Ausdrucks aus dem dreißigjährigen Kriege zu bedienen, „dalla guardia“ — freies Geleit — hatten und wurden immer zutraulicher. Eines Morgens meldete einer der Revier-Jäger, daß in der vergangenen Nacht alle beide Alte überfahren worden seien. Beim Überschreiten der mitten durch das Revier ziehenden, viel besahrenen Chaussee, waren sie ein Opfer der modernen Autotraferei geworden. — Gewiß ein tragisches Tierdrama, daß die beiden Alten gleichzeitig ihr Ende fanden!

Ich habe Freund „Grimbart“, „Meinestes Brudersohn“ nach unserer schönen deutschen Tierjagd, immer geschont. Wie manchem lieben Jagdgenossen konnte ich durch den Abschluß eines Dachsbaue dann gelegentlich eine kleine Weidmannsfreude bereiten! Es gibt nämlich tüchtige Jäger genug, die jahrelang die Jagd ausüben, ohne jemals auf einen Dachs zu Schuß gekommen zu sein! Und wieviele Naturfreunde mag es geben, die nie einen lebenden Dachs in Freiheit sahen?

Bei Beginn des Winters verschwindet Grimbart von der Wildfläcche. Er trägt Laub in seinen Bau und bettet sich ein warmes, dichtes Lager. Bis zum Eintritt der eigentlichen Kälte kehrt er von dem Eingetragenen. Nun rollt er sich zusammen, legt sich auf den Bauch, steckt den Kopf zwischen die Vorderläufe und verfällt in einen Winterschlaf. Dieser aber wird, wie bei den Bären, häufig unterbrochen; übrigens möchte ich bemerken, daß im Volksmunde unserer Waldbewohner häufig die Bezeichnung „Dachsbar“ vorkommt! Bei nicht anhaltender Kälte oder beim Eintritt gelinderer Witterung, besonders bei Tauwetter und in nicht sehr kalten Nächten, ermuntert er sich, geht sogar zuweilen nachts aus seinem Bau heraus, um zu trinken. Bei verhältnismäßig warmer Witterung verläßt er schon im Januar, spätestens im Februar den Bau, um Wurzeln auszugraben und,

wenn ihm das Glück wohl will, vielleicht ein Mäuschen zu über-
raschen und abzufangen.

Die alte Jägerregel sagt: „An Maria Lichtmess (2. Februar)
verläßt der Dachs den Bau.“

Die lange Fastenzeit bekommt übrigens dem Dachs schlecht;
wenn er wieder an das Tageslicht kommt, ist er, der sich ein volles
Bäuchlein angemästet hatte, fast klapperbürrig geworden.

Der Volksglaube ist der Meinung, daß der Dachs sich im
Winter von den Absonderungen des „Saugloches“ nährt. Merk-
würdig an Meister Grimmbart ist dies sogenannte „Stinkloch“
oder „Saugloch“. Das ist ein zwischen dem Pärzel und dem
„Baidloch“ befindliche, mit kleinen Drüsen besetzte Lueröffnung,
unter der sich ein inwendig behaarter Beutel befindet. In ihm
ist eine widerlich riechende Flüssigkeit enthalten. Daß der Volks-
glaube irrig ist, braucht nicht erst versichert zu werden. Dieser
Glaube stammt daher, daß der Dachs, wenn er sich zum Winter-
schlaf zusammenrollt, seine Nase unter den „Pärzel“ oder an
oder in das „Stinkloch“ vergräbt! Ein eigenartiges Vergnügen
bei diesem sonst so sauberen Tier! Übrigens ist es ein Märchen,
daß der „wohtriechende“ Reineke durch sein feines „Odeur“
seinen Retter Grimmbart aus dem Bau vertreibe! Sauber ist
allerdings der Dachs, das muß man zu seinem Lobe sagen! Seine
„Fosung“ pflegt er an bestimmten Stellen außerhalb des Baues
abzusehen, oft auch in Löchern zu verscharren.

Über seinen Nutzen oder Schaden sind die Meinungen geteilt.
Schnecken, Würmer, Insekten, soweit er sie erreichen kann, der
Inhalt von Hummel- und Wespen-Nestern, ferner Mäuse und
Braubwürfe, Eidechsen, aber auch Eier und Junge am Boden
brütender Vögel, auch wohl Hie und da ein Junghäschen, sodann
im Sommer und Herbst Beeren und Früchte verschiedenster Art,
in Weinbergen nicht selten Trauben in größerer Menge: alles
das ist dem Meister Grimmbart willkommen! In und bei Jaga-
nerien wird man ihm mit allen Mitteln beizukommen suchen,
da er mit Recht als Nesträuber gefährlichster Sorte angesehen
wird. Die Forstleute sind ihm gram, weil er gewaltige Zer-
störungen in Eichel- und Buchensäaten anrichten soll.

Vielleicht versucht es ein Weidgeseß gelegentlich einmal
im schönen Oktober bei mondhafter Nacht mit dem schier in Ver-
gessenheit geratenen Dachs-Ansip!

Gegen Ende Oktober beginnen die Waldtreib-Jagden!
Hubertus steht vor der Tür! Dr. Ludwig Roth.

De Balwirer hots falsch verstanne.

Seitere Erzählung von August Schlicht.

De Pfillipp isch schon Johrelang mei Freind. Awwer weil
mer jeh alle zwaa verheirat sinn, kumme mer so selten emol
zusamme. Dann ich hun hie in die Stadt geheirat, derweil
mei Freind, de Pfillipp, sich uffs Land enaus verduft hot.
Doch alle Johr schreibt er mer mindestens aamol; unn des
is, wann se ihr Kerb im Ortche halle. Do ziehts mich nadir-
lich hie; schun wege sein ausgezeichnete Eppelwei. Un dann
holt er mich gewöhnlich aa de Bahn ab; mer begriße uns
uffs herzlichste unn verzehle uns dann gegenseitig jeder sei
Reiigkeite.

Su sinn ich aach dies Johr wirre eniwwer gefahrn, weil
er geschriwwen hat, 's wär wirre Kerb, unn er bräucht unbe-
dingt jemand, der em helfe deht, daß sei Eppelweisaß su
schnell wie möglich leer deht wern. Su eppes loß ich mer
nadirlich taa zwaamol sage.

Wie schun gesaat, horre aach diesmol wirre aa de Bahn
gestanne, unn hatt uff mich gewaart. Awwer wie ich aus-
gestiee sinn, unn hunn mich nooch meim alte Freind Pfillipp
umgequakt, hunn ich zuerst geglaabt, er wär gar net do. Bis
uff aamol, ich wollt schun weitergeh, klopp mer aaner uff
die Schulter unn saar: „Willste dann dein alte Freind
Pfillipp nit mie kenne?“

Mit all meine Lage hunn ich mer den bedracht, der do
vor mer gestanne hot und saar: „Ei, Pfillipp, wie siehst
du aus, was is der dann bassiert?“

Su hatt ich jo mein Freind noch nie geseh, met su me-
ebsche kassweise Gesicht.

„Ei, Pfillipp“, saar ich wirre, „was hoste nor, is des dei
ganz Kerwestimmung?“

„Jo“, saar er, „do bedracht der emol mein Kopp, dann
werste mei wunnerbar Kerwestimmung schun begreife!“

Unn wie er do sein Hut erunner nimmt unn ich mer
sein Kopp vo alle Seite mol richtig bedracht hatt, do hatt
ich begriße.

Ich wußt erscht gar nit, was ich doza sage sollt. Ei, ich
glaawe, ich muß do gestanne hunn wie e Nachnahmepaket,
dessen Annahm verweigert is worn. Hatt der Mensch jo kaa

aa Hoor mehr uffem Kopp; ganz kahl, wie wann en die
Indianer skalpiert hätte. Mir hunn die Lage wehgedah, su
hatt mich em Pfillipp sei Glas geblend; ich glaawe, die
Strohebeleuchtungseinschränkung hatt uns gar nix ausge-
macht, wanns dunkel gewese wär.

Unn was hatt de Pfillipp fir scheene Hoor, fir wunner-
scheene Lode; alle Mädcher worn in de Pfillipp verliebt ge-
wese, wege seine scheene Hoor. Unn was war er selbst su stolz
dodruß. Unn jeh — alles fort, wie eweggeblöse.

„Awwer, lieber Freind“, saar ich, „was hoste dann nor
do gemacht? — De Kopp su kahl, was aach noch uff de
Winter gieht; wie is dann des bassiert?“

„Jo“, meent er, „do is mein Balwirer dra schuld, oder
glaabste vielleicht, ich hatt mer uff die Kerb su e Frisur ge-
wünscht? Freilich woll ich mer die Hoor schneide losse, weil's
die höchst Zeit wirre emol war, awwer diesmol su ganz
annerst, waachte, wie mer segt, su verlaasend, hinne kurz,
unn vorne lang. Drum hunn ich mer mein Balwirer owends
kumme losse. Unn weil ich kaa Zeit har, saar ich, wie er die
scheer aus sein Sedel erausgezoge hat: „Machese heit e
bisje forz!“

„Awwer nadierlich“, meent er, „ganz nooch Ihrem Be-
liewe“, unn do hot er schun wirre was annerschter aage-
sange zu verzehle. Es hot kaa Enn genumme, un es hot kaa
Enn genumme; des Schneide nit, unn des Geschwätz erscht
recht nit. Do is mer awwer die Gall gestiee unn hunn en
aagekriße: „Se solles forz mache!“ Do kriecht er de Spiegel
vo de Wand, hält mern vors Gesicht und seet: „Ich glaawe,
Herr Nachber, jeh is es forz genug.“

„Unn was maanste“, saar mei Freind, de Pfillipp, ganz
verzweifelt immer mich, „wie ich in den Spiegel gequakt hab,
bin ich bald vom Stuhl erunner gefalle; — hatt der Kerl
mer jo en Stifteopp geschnitte, jeh aach noch, was kalt werd,
unn ich wollt heit owend met meiner Fraa uff de Kerwe-
ball!“

Welt u. Wissen

Hinter den Kulissen des Triadonfilms. Der Triadonfilm
erfreut sich heute großer Beliebtheit, und so mancher zer-
bricht sich den Kopf darüber, wie diese lustigen Bilder ent-
stehen. Besonders seit noch der Ton hinzugekommen ist, er-
scheint uns diese lustige Ehe zwischen Bild und Klang noch
wunderbarer. Einen Einblick in die Werkstatt einer solchen
Triadonfilm-Fabrik gewährt uns der Chef-Triadzeichner der
Ufa, Georg Pal, in einem Aufsatz von „Scherls Magazin“.
„Im Anfang ist das Manuskript, das sich jeder guter Triad-
zeichner selbst schreibt“, erzählt er. „Hier legt er bereits fest,
was ihm sein Humor und seine Phantasie eingeben. Sein
Helfer dabei ist der Musiker, der die lustigen Einfälle musi-
kalisch karikiert. Liegen die Noten und Geräuscheffekte fest,
dann wird der Ton aufgenommen und ein Bildstreifen, der
Markierungen enthält, nach denen die Triadbewegungen be-
rechnet werden. Nun gehe ich daran, mir meine Darsteller
zu schaffen. Von einem modernen Zeichenfilm verlangt
man, daß die Bewegungen weich und humorvoll, aber nicht
unbeholfen und unfreiwillig komisch wirken. Das muß man
bereits beim Entwurf der Typen eines Triadfilmhelden be-
rücksichtigen. Wie entsteht aber die Bewegung? Nun, in der
Sekunde laufen durch den Vorführungsapparat 24 Bilder,
also für eine Bewegung von einer Sekunde Dauer sind 24
einzelne Zeichnungen nötig, die lauter verschiedene Be-
wegungsphasen darstellen. Die erste und die letzte Phase —
das ist meistens jede neunte Zeichnung — lege ich selbst fest,
worauf der Phasenzeichner, mein wichtigster Gehilfe, die
Zwischenphasen konstruiert. Jede einzelne Zeichnung wird
auf ein Zelluloidblatt übertragen und auf der Rückseite
schwarz, weiß und grau ausgemalt. Nun geht es an die Auf-
nahme. Auf dem Tisch ist die Hintergrundzeichnung be-
festigt, senkrecht darüber die Filmkamera. Die Kamera wird
elektrisch betätigt; jedesmal wird ein Bild photographiert
und der Film um ein Bild weiter geschaltet. Auf den
Hintergrund wird nun fortlaufend Phase um Phase gelegt,
Bild für Bild aufgenommen und in mühevoller Arbeit aus
unzähligen Einzelbildern der Film geschaffen.“ Ein nor-
maler Unterhaltungstriadonfilm ist etwa 200 Meter lang, und
jeder Meter enthält 52 Bilder, so daß also dafür 10 400
Einzelbilder notwendig sind. Das ist gewiß recht mühsam,
aber die Arbeit macht auch viel Freude, und wenn das
Werk gelingt, kann man damit Wirkungen erzielen, wie
sonst auf keine Weise.